



...und jetzt?

Leitlinien zum Umgang
mit antijüdischen Bildwerken
in und an Kirchenräumen

Herausgegeben von
den katholischen (Erz-)Bistümern
und evangelischen Landeskirchen
in Nordrhein-Westfalen

...und jetzt?

Leitlinien zum Umgang mit antijüdischen
Bildwerken in und an Kirchenräumen

Herausgegeben von:
den katholischen (Erz-)Bistümern
und evangelischen Landeskirchen
in Nordrhein-Westfalen

Erschienen im März 2025

Inhalt

Zum Geleit	7
Einführung	9
1. Wieso können Bilder antijüdisch sein?	10
2. Christlich-theologische Perspektiven auf das Judentum	12
3. Antijudaismus in Geschichte und Kunstgeschichte	14
3.1 Ecclesia & Synagoga	16
3.2 „Sus et Iudaei“ – Schwein und Juden	18
3.3 Motive der Passion Christi	20
3.4 Der Judenhut	22
3.5 Die Farbe Gelb	24
4. Möglichkeiten des kritischen Umgangs	25
4.1 Entfernung bzw. Musealisierung	26
4.2 Sichtstörung oder Verhüllung	27
4.3 Kritische Kommentierung	28
4.4 Kontrastierung	29
5. Möglichkeiten der Auseinandersetzung in der Gemeinde	30
Anhang	
Weiterführende Literatur	34
Kontakt	37

Liebe Verantwortliche und Interessierte in unseren Kirchengemeinden und Pfarreien,

unsere Kirchen und deren Ausstattung sind Ausdruck gelebten Glaubens. In ihnen schlägt sich die künstlerische Vielfalt aus verschiedenen Epochen nieder. Unter den Objekten, die sich in und an Kirchen befinden, sind auch einige, die die christliche Sicht der jeweiligen Zeit auf das Judentum widerspiegeln – mal ausdrücklich, mal hintergründig. In ihnen zeigt sich an vielen Stellen eine alte, heute überholte kirchliche Position, die von einer lange bestehenden, erschreckenden Judenfeindschaft zeugt. Wir sind dankbar für die theologische Neuorientierung nach der Shoa und für den christlich-jüdischen Dialog, die zur Überwindung dieser dunklen Spuren im Denken und Handeln beitragen.

Wir werden uns zunehmend bewusst, dass der christliche Antijudaismus dem modernen Antisemitismus einen fruchtbaren Boden bereitet hat. Vor diesem Hintergrund stellen wir uns der Verantwortung der Aufarbeitung. Dies ist auch Aufgabe in unseren Gemeinden und kirchlichen Einrichtungen. Weil heute so viele Menschen für menschenfeindliches Gedankengut ansprechbar sind, nehmen wir es in diesem Zusammenhang als zusätzliche Herausforderung an, ein erneuertes Zeugnis von Gottes Treue zum Volk Israel abzulegen.

Mit der vorliegenden Handreichung wollen wir Ihnen ein Hilfsmittel zur Verfügung stellen, das haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden in Kirchengemeinden und kirchlichen Einrichtungen ermöglicht, antijüdische Darstellungen wahrzunehmen, zu verstehen und mit ihnen aufmerksam umzugehen. Wir möchten damit zur sensiblen und kritischen Auseinandersetzung mit antijüdischen Darstellungen in und an evangelischen und katholischen Kirchen in Nordrhein-Westfalen beitragen. Wie wichtig diese Auseinandersetzung ist, haben uns in der Vorbereitung dieser Leitlinien die sehr differenzierten Rückmeldungen der Resonanzgruppe gezeigt, für die wir sehr dankbar sind. Es gibt sehr unterschiedliche, darunter auch hochproblematische Darstellungen des Judentums, die teilweise bis heute eine verletzende und herabwürdigende Botschaft und Wirkung entfalten. Wie bekannte Beispiele zeigen, führen diese mancherorts zu einer breiten öffentlichen Debatte. Wir wollen dazu ermutigen, vor Ort bewusst und gut begründet mit den Objekten umzugehen und Verantwortung zu übernehmen.

Landessuperintendent Dietmar Arends
Lippische Landeskirche

Präses Dr. Thorsten Latzel
Evangelische Kirche im Rheinland

Erzbischof Dr. Udo Markus Bentz
Erzbistum Paderborn

Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck
Bistum Essen

Bischof Dr. Helmut Dieser
Bistum Aachen

Theologischer Vizepräsident Ulf Schlüter
Evangelische Kirche von Westfalen

Bischof Dr. Felix Genn
Bistum Münster

Erzbischof Rainer Maria Kardinal Woelki
Erzbistum Köln



Warum sehen die Abbildungen so seltsam aus?

Zentrales Anliegen der Leitlinien sind Informationen. Für ein besseres Verständnis der beschriebenen Bildinhalte sind Abbildungen aber wichtig, damit ähnliche Objekte in anderen Kirchen erkannt werden können, ohne dass umfangreiche Bildrecherchen im Internet bemüht werden müssen. Die erkennbaren Verfremdungen der Abbildungen sollen eine Reproduktion der antijüdischen Bildinhalte verhindern.

Einführung

Vierorts geben antijüdische Objekte in und an Kirchengebäuden in den vergangenen Jahren Anlass zu teils emotionalen Diskussionen, aber auch zunehmend zu einer intensiven und kritischen Auseinandersetzung sowohl in den kirchengemeindlichen Gremien vor Ort als auch in Fachkreisen. Die Verantwortlichen in Landeskirchen und (Erz-)Bistümern sind für die Verletzungen sensibilisiert, die diese Bildwerke Jüdinnen und Juden zugefügt haben und noch immer zufügen. Nun soll denjenigen, die in den Kirchengemeinden vor Ort mit diesen Bildwerken umgehen müssen, die notwendige Unterstützung zukommen. Ziel der Handreichung ist es, einen Leitfaden für Kirchengemeinden, kirchengemeindliche Gremien, kirchliche Bildungseinrichtungen und pastorale Mitarbeitende vorzulegen, der beim Umgang mit antijüdischen Bildwerken sensibilisieren soll und Möglichkeiten des kritischen Umgangs vorstellt. In diesem Sinne liegt eine „Sehhilfe“ vor, derer sich die Genannten bedienen und die sie zur Grundlage ihres Umgangs machen können. Sie soll helfen, auf die Frage „... und jetzt?“ eine Antwort zu finden. Die Leitlinien ersetzen dessen ungeachtet nicht die kritische Auseinandersetzung mit den Bildwerken selber und ihren verletzenden Inhalten. Auch hier werden Anregungen gegeben, und die weiterführende Literatur im Anhang lädt zur vertiefenden Lektüre in das Thema als Ganzes und einzelne Aspekte ein.

Bei der Betrachtung der konkreten Objekte fällt nicht selten auf, dass es in deren Interpretation gewisse „Grauzonen“ hinsichtlich der Intensität von Beleidigung und Diffamierung gibt. Anders gesagt: Nicht jede Darstellung von Jüdinnen und Juden ist zugleich antijüdisch, dient sie doch an vielen Stellen zunächst nur dazu, diese als Vertreter des Alten Testaments zu kennzeichnen. Allerdings kann dann aufgrund des Kontextes der Darstellung eine antijüdische Dimension erkennbar werden. Zur Unterstützung bei dieser notwendigen Differenzierung stehen Ihnen die Fachabteilungen in den (Erz-)Bischöflichen Generalvikariaten und Landeskirchenämtern zur Seite. Kontakt zu den entsprechenden Stellen finden Sie im letzten Abschnitt.

Warum können Bilder antijüdisch sein?

1

Sobald Religionen für sich einen Ausschließlichkeitsanspruch erheben, finden sich Zeugnisse, welche die vermeintliche Überlegenheit des eigenen Glaubens gegenüber anderen Glaubensformen und Religionen herausstellen. Eine Religion als Instanz kann somit einerseits eine Weltdeutung mit einem Werte- und Normensystem vorgeben und Identität stiften. Andererseits kann sie mit dieser vorgegebenen Orientierung andere Gruppierungen und Religionen ausgrenzen. Dies geschieht häufig in Umgebungen, in denen Anhänger und Anhängerinnen einer Religion in der Mehrheit sind.

So wie das sich entwickelnde Christentum häufig aus jüdischen Perspektiven als häretische, ja gotteslästerliche Strömung galt, wurde das Judentum von weiten Teilen der christlichen Gesellschaft bald als eine überholte Stufe der Offenbarung angesehen. Auch wenn aufgrund der Herkunft des Christentums nicht komplett mit dem Judentum gebrochen wurde – was schon aufgrund der gemeinsamen schriftlichen Überlieferung oder der jüdischen Abstammung Jesu nicht möglich war –, ist im Lauf der Geschichte eine fortschreitende Abgrenzung zu konstatieren, mit der die eigene „Überlegenheit“ legitimiert werden sollte.

Im westlichen Christentum sind jedenfalls nach Phasen gewisser Toleranz nach der ersten Jahrtausendwende regionale Wellen antijüdischer Abgrenzung festzustellen, die von Schmähung über Vertreibung bis hin zu Pogromen eskalieren konnten. Häufig standen diese im Zusammenhang mit historisch einschneidenden Ereignissen wie den Kreuzzügen oder der Pest, den Religionskriegen in der Reformationszeit und dem Aufkommen eines folgenschweren Antisemitismus seit dem 19. Jahrhundert.

Zur Untermauerung der eigenen heilsgeschichtlichen Überlegenheit bediente man sich sowohl bei namhaften Theologen als auch einer Art „Vulgärtheologie“, die von gering gebildeten Geistlichen vor Ort vertreten wurde, immer wieder stereotyper Behauptungen zur Schmähung des Judentums. Dazu gehörten etwa die Vorstellung vom Gottesmord und die im Mittelalter aufkommenden Legenden vom Ritualmord oder der angeblichen Hostienschändungen durch Juden. Neben zahlreichen schriftlichen Zeugnissen entstanden in diesem geistigen Umfeld auch Bilder und Skulpturen, die wiederkehrend antijüdische und antisemitische Motive, Symbole und Attribute aufgriffen (vgl. hierzu S. 14–24). Gerade weil diese Bildwerke zumeist im und um den Kirchenraum verortet wurden, ist von einer nicht zu unterschätzenden Wirkung auf eine über lange Zeit mehrheitlich nicht lesekundige christliche Gesellschaft auszugehen. Dabei konnten sich im Laufe der Geschichte ursprünglich neutrale Symbole und Attribute verändern, wie es sich am Beispiel der Verwendung des sogenannten „Judenhuts“ nachzeichnen lässt, der sich in der Darstellung von einer allgemein akzeptierten Standeskleidung des Mittelalters zu einem negativ aufgeladenen Symbol des Antijudaismus entwickelte (vgl. hierzu S. 22).

Ein tiefgreifendes Umdenken und eine umfassende Neubesinnung auf die gemeinsame Wurzel beider Religionen fand in den Kirchen erst nach der Erfahrung der Shoa statt.

Christlich-theologische Perspektiven auf das Judentum

2

Über Jahrhunderte hinweg war das Verhältnis des Christentums zum Judentum von Ablehnung, Verurteilung und Feindschaft geprägt. Erst nach den Schrecken der Shoa besannen sich christliche Theologinnen und Theologen auf die Wurzeln ihres Glaubens, revidierten gängige Vorurteile und Ansichten gegenüber Jüdinnen und Juden und kamen zu einer positiven Einschätzung des Judentums. Die evangelischen Landeskirchen und die katholischen (Erz-)Bistümer in Deutschland haben sich durchgängig dieser neuen Sichtweise angeschlossen.

Ausgangspunkt der abschätzigen Urteile über das Judentum waren einzelne Textstellen in den Schriften des Neuen Testaments. Die zum Beispiel im Johannesevangelium ausgesprochenen Urteile über „die Juden“ (z.B. Joh 8,44), die bei Paulus erwähnte Feindschaft der Juden (z.B. 1. Thess 2,14–16) oder die in allen Evangelien berichtete Gegnerschaft der führenden und einflussreichen Kreise der Sadduzäer, Pharisäer und Schriftgelehrten reflektieren jedoch zuallererst innerjüdische Spannungen. Denn Jesus, Paulus und die meisten Mitglieder der frühen Kirche waren Jüdinnen und Juden und verstanden sich als solche. Darüber hinaus erreichte das Evangelium auch Menschen, die nicht jüdischen Glaubens waren. Sie alle bildeten zusammen die Kirche und wurden auch gemeinsam in der frühen christlichen Gemeinde von Antiochia erstmals „Christen“ genannt (Apg 11,26). Die Spannungen zwischen denen, die an Jesus als den auferstandenen Christus glaubten, und denen, die dies ablehnten, wuchsen. Zusammen mit der Verbreitung des christlichen Glaubens in der nichtjüdischen Welt führte dies in einem mehrere Jahrhunderte währenden Prozess zur Bildung des Christentums als vom Judentum getrennter Religion..

Im Christentum zeichnete sich sehr früh eine judenfeindliche Tendenz ab, wobei man zum Teil Traditionen der Umwelt aufnahm. Jüdinnen und Juden galten als von Gott verworfen, da sie als Gesamtheit die Schuld am Tod Jesu tragen würden. Auf dieser Linie wurde das Schicksal des jüdischen Volkes, von der Zerstörung des Jerusalemer Tempels

und der Diaspora, der Verstreuung in alle Weltteile, bis zu den Pogromen, die schon in der Antike einsetzten, als Strafe Gottes gedeutet. Indes war das jüdische Volk nach der Lehre des Augustinus von Gott als Zeuge für die Kirche notwendig und als solches zwar einerseits in Knechtschaft zu halten, andererseits aber zu schützen, was sich sowohl die kirchliche Obrigkeit – Papst und Bischöfe – als auch die weltlichen Herrscher – Kaiser und Könige – im Mittelalter stets zu eigen machten.

Die Kirche, so die Vorstellung, habe das Judentum als Volk Gottes abgelöst: Das Volk des Alten Bundes sei verworfen und durch das Volk des Neuen Bundes ersetzt worden. Kulminationspunkte dieser Vorstellung von der Substitution (Ersetzung) Israels durch die Kirche waren sowohl die Person des Jüngers Judas Iskariot – sein Verrat wurde als Verrat durch das Judentum als Ganzes gedeutet („Judas“ = „Jude“) – als auch die Aussage der Volksmasse bei der Verurteilung Jesu, wie sie das Evangelium nach Matthäus im sogenannten „Blutruf“ schildert: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“ (Mt 27,25).

Der Genozid an Jüdinnen und Juden während der nationalsozialistischen Herrschaft führte die Kirchen insbesondere in Deutschland nach der Shoa dazu, ihre judenfeindlichen Positionen – nach Jahren des Schweigens – zu revidieren. Dies geschah im Rückgriff auf die biblischen Texte, die neu interpretiert und bei denen jene Stellen verstärkt in den Blick genommen wurden, welche die Heilsrelevanz des jüdischen Glaubens und des jüdischen Volkes betonen (z. B. Röm 9–11 oder Joh 4,22). In der jüngsten Zeit haben die Kirchen erneut bekräftigt, dass das Neue Testament nur vom Alten Testament, der hebräischen Bibel, dem Tanach, her verstehbar ist. Die jüdische Auslegung und die gemeinsame Lektüre bereichern das Verständnis der Bibel. Das Zweite Vatikanische Konzil von 1962 bis 1965 hielt in seinem Dekret *Nostra Aetate* (NA 4) fest, dass „man die Juden nicht als von Gott verworfen oder verflucht darstellen“ dürfe. Das Konzil wollte für das christlich-jüdische Verhältnis „die gegenseitige Kenntnis und Achtung fördern, die vor allem die Frucht biblischer und theologischer Studien sowie des brüderlichen Gespräches ist“. Im evangelischen Bereich gehörte der Synodalbeschluss der Evangelischen Kirche im Rheinland von 1980 zu den ersten Positionierungen, welche „die bleibende Erwählung des jüdischen Volkes als Gottes Volk“ bekannten. Der Beschluss führt aus, „dass die Kirche durch Jesus Christus in den Bund Gottes mit seinem Volk hineingenommen“ sei (Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden, 4). In ähnlicher Weise betont die Evangelische Kirche von Westfalen in ihrer überarbeiteten Kirchenordnung, dass Gott „Kirche und Israel gemeinsam zu seinen Zeugen und zu Erben seiner Verheißung“ mache (KO 1 Satz 2).

Sowohl die katholische als auch die evangelische Kirche bekennen sich also dazu, dass der Bund Gottes durch Jesus Christus nicht im Widerspruch zum Bund Gottes mit dem jüdischen Volk steht. Zudem sind sich beide Kirchen bewusst, dass das jüdische Volk keineswegs für die Kreuzigung Jesu verantwortlich gemacht werden kann, da es sich bei der Kreuzigung um eine ausschließlich römische Todesstrafe handelte.

Die theologische Neubesinnung führt zu Konsequenzen in der gemeindlichen Praxis: Papst Johannes XXIII. hatte bereits 1959 die Worte *perfidis* („treulos“) und *judaicam perfidiam* („jüdische Untreue“) aus den großen Fürbitten der Karfreitagliturgie gestrichen. Antijüdische Aussagen haben auch in Liturgie, Predigt und Katechese keinen Platz mehr.

Antijudaismus in Geschichte und Kunstgeschichte

3

Jüdinnen und Juden lebten, arbeiteten und beteten schon in spätantiker Zeit in Europa. 321 wird erstmals nördlich der Alpen in Köln eine jüdische Gemeinde bezeugt. Über viele Jahrhunderte war die Existenz jüdischer Gemeinden einerseits von Akzeptanz, andererseits von Diskriminierung und Aggression geprägt. Juden standen als religiöse Minderheit in der Diaspora unter dem Schutz des Papstes und der Herrscher, sie waren als Mitbürger in der städtischen Gesellschaft präsent, übten ihre Religion frei aus und hatten wirtschaftlich wichtige Positionen inne. Dennoch führte der Überlegenheitsanspruch des christlichen Glaubens und seine teils gewaltsame Durchsetzung schon Ende des 11., vor allem aber Mitte des 14. Jahrhunderts zu Pogromen, zur Vertreibung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung in den Städten.

Zu den Diskriminierungen gehörten Diffamierungen, Polemiken und Schmähbilder, die in Schrifttum und bildender Kunst verbreitet wurden und durch die ständige Reproduktion ein schleichendes Gift entfalteten. Die Bildsprache war meist sehr plakativ, damit auch diejenigen ohne entsprechende Bildung diese Motive und deren suggestive Unterstellungen verstehen konnten. Wesentlich für die Verbreitung waren Darstellungen in und an Kirchen, die in allen Gattungen der Kunst – Skulptur, Malerei, Kunsthandwerk usw. – pauschale Vorurteile gegenüber Jüdinnen und Juden in christlichen Bildprogrammen vorführten. Durch ihre allzeitige Präsenz im Kirchen- wie auch im Stadtraum hielten sie die beleidigenden und klischeehaften Stereotype über Jahrhunderte hinweg wach. Zugleich dienten die Bilder der Abgrenzung der – sich so selbst aufwertenden – christlichen Mehrheit gegenüber der – damit abgewerteten – jüdischen Minderheit. Damals wie heute spielt die Frage, wer die Bilder überhaupt sehen konnte, eine Rolle.

Waren Figuren am Außenbau von Kirchen im Stadtraum präsent, konnten sie sowohl von Menschen jüdischen als auch christlichen Glaubens gesehen und wahrgenommen werden. Dazu gehörten vor allem Weltgerichtsdarstellungen an Portalen, wie sie im 14. Jahrhundert im zeitlichen Umfeld der Pest-Pogrome entstanden und in denen Juden als diejenigen dargestellt wurden, die als Erste in den Höllenschlund fallen. Anti-jüdische Darstellungen innerhalb von Kirchenräumen waren zunächst Christinnen und Christen vorbehalten, an Chorgestühlen sogar ausschließlich dem Klerus. Diese Bildwerke stehen somit in engem Zusammenhang mit einer religiösen Beeinflussung einerseits und mit der Selbstvergewisserung der eigenen Wahrheit andererseits.

Die Idee der Ablösung der jüdischen durch die christliche Religion spielte schon in der Theologie der Kirchenväter eine Rolle. Deren Schriften bildeten über Jahrhunderte den theologischen Nährboden für ein zunehmend angespanntes Verhältnis von Christen und Juden in der mittelalterlichen Gesellschaft. Die Rezeption dieser Schriften leitete Stereotype gegen Jüdinnen und Juden ab, die in volksreligiösen Texten, Erzählungen und Darstellungen weitergetragen wurden. Dazu gehörten neben bestimmten vermeintlichen physiognomischen Eigenschaften vor allem Erzählungen von Ritualmorden, Hostienschändungen und der angeblichen Habgier der jüdischen Bevölkerung. Auch bei der Geistlichkeit stießen diese Schilderungen auf Resonanz und fanden in der Folge weite Verbreitung in der christlichen Mehrheitsgesellschaft.

Diese religiös motivierte Judenfeindschaft führte zu der Verbreitung antijüdischer Vorurteile, Mythen und Legenden, die auch in der Kunst abgebildet wurden. Deren Motive wurden von einem daran leicht anschlussfähigen, rassistischen Antisemitismus im 19. Jahrhundert aufgegriffen und weiterformuliert. Nicht überraschend ist, dass sie auch in der antisemitischen Propaganda des NS-Regimes eine zentrale Rolle spielten. Antisemitische Hetzschriften übernahmen die schon in mittelalterlicher Zeit vorgebildeten äußeren Stereotype von Juden, erkennbar anhand bösariger Grimassen, verzerrter und übersteigerter Gesichtszüge und unheilvoller Gesten. Solche Motive wurden auch nach der Shoa in katholischen und evangelischen Kirchen meist unreflektiert weiter reproduziert, nicht zuletzt aufgrund der entsprechenden Bildprägung der jeweiligen Künstler in nationalsozialistischer Zeit. Diese Bildwerke sind so zugleich Zeugnis des Unvermögens und des Unwillens der Nachkriegsgesellschaft, sich der Gräueltaten an den europäischen Jüdinnen und Juden zu erinnern und sich ihnen zu stellen. Zugleich belegen sie bis heute die Mehrdimensionalität und Verstrickung von antijüdischen und antisemitischen Motiven auf der einen Seite sowie die Schwierigkeiten im Umgang mit historischen und nicht-historischen, also gegenwärtigen Bildmotiven auf der anderen Seite. Im Zusammenhang mit der Darstellung christlicher Bildinhalte in und an Kirchen spielen vor allem drei Themenkomplexe eine wesentliche Rolle, wenn es um die Schmähung von Jüdinnen und Juden geht. Dazu gehören Bilder der „Ecclesia und Synagoga“, der „Sus et Judaei“ sowie verschiedene Motive der Passion.

Ecclesia & Synagoga

3.1

Im Zentrum des Bildmotivs steht das allegorische Paar Ecclesia und Synagoga, die als Personifikationen der christlichen Kirche und des Judentums gegenübergestellt werden. In der Regel handelt es sich um zwei Frauenfiguren. Man findet sie als Großformat im äußeren Figurenprogramm von Kathedralen und Kirchen (Abb. 1), aber auch an Kanzeln, Chorschranken, in Altarbildern oder in Kirchenfenstern. Schon die Kirchenväter diskutierten über das Verhältnis zwischen Altem und Neuem Bund, den sie in den Gestalten der Synagoga, der verstoßenen Fürstin aus den Klageliedern des Jeremia (Klgl 1,1–2), und der Ecclesia, der Braut Christi (Offb 21,2–9), versinnbildlicht sahen. Der hier zum Ausdruck gebrachte Überlegenheitsanspruch der christlichen Religion gegenüber dem jüdischen Glauben wurde vermutlich schon in frühchristlicher Zeit ins Bild gesetzt; gesichert sind erste Darstellungen auf Buchdeckeln und in der Buchmalerei seit dem 9. Jahrhundert.

Die Ecclesia als erhabene Repräsentantin des Christentums trägt als königliche Siegerin die Krone, den Kelch des Heiles und die Siegesfahne. Der oft gebeugten Synagoga rutscht dagegen als Symbol ihrer Niederlage die Krone vom Kopf, meist sind ihre Augen verbunden. So wird das vermeintliche Unvermögen des Judentums versinnbildlicht, die Wahrheiten des Christentums zu erkennen. Der Fahnenstapel der Synagoga ist zerbrochen, die Gesetzestafeln sind ihren Händen entglitten. In einigen Darstellungen wird die Synagoga als in sich zusammen gesunkenes altes Weib oder als schwache, geschlagene Frau dargestellt; selten ist die Darstellung als Mann. In Kreuzigungsdarstellungen seit dem 9. Jahrhundert ist Ecclesia zur Rechten des Gekreuzigten, Synagoga zur Linken zu sehen. Diese übliche Verortung – die auch in der Bauplastik vorherrscht – bezieht sich auf die Vorstellung des Weltgerichtes, bei dem Jesus die Gerechten zu seiner Rechten und die Verdammten zu seiner Linken scheidet (Mt 25,31–34). Andere Darstellungen zeigen beide Frauen in heftige Streitgespräche verwickelt. Mancherorts greift Christus in diese Disputatio ein, indem er die Ecclesia zu seiner Braut krönt und zugleich Synagoga verstößt. Die häufigsten Darstellungen der beiden Frauengestalten finden sich in der Bauplastik ab der Zeit um 1220 in zunehmend polemischer Dramatisierung, die wohl durch Musterbücher verbreitet wurde. Im Spätmittelalter verschwindet das Motiv beinahe, einzelne Darstellungen mit variierenden Motiven finden sich in der Zeit der Reformation und später der Gegenreformation. Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Motiv im Historismus erneut aufgegriffen, vor dem Hintergrund des sich wandelnden und sich verschärfenden Antisemitismus in dieser Zeit.

Häufig sind die beiden Frauen nur anhand ihrer Attribute zu unterscheiden. Die Ähnlichkeit der Figuren steht in der Tradition der Idee, dass Gott den (Alten) Bund mit dem Volk Israel mit der Kreuzigung Christi verwarf und seine Erwählung auf die (christliche) Kirche übertrug. Erst in den vergangenen Jahrzehnten haben sowohl die katholische als auch die evangelische Kirche diese Auffassung revidiert (siehe S. 13).



Abb. 1+2 - Aachen-Eilendorf, St. Severin, Portale mit Darstellung der Ecclesia und Synagoga

„Sus et Iudaei“ – Schwein und Juden

3.2

Das Schmähbild „Sus et Iudaei“ (lateinisch: „Schwein und Juden“) ist die vulgäre Form einer allegorischen Darstellung des Judentums, die sich insbesondere in der hoch- und spätmittelalterlichen Kunst findet (Abb. 3). Das Bildmotiv kam Anfang des 13. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum auf und findet sich vor allem in der figürlichen Bauplastik in und an Kirchengebäuden, in Stein gehauen oder in Holz geschnitzt. Im 15. Jahrhundert wurde vor allem in Folge der Reformation das Motiv besonders durch das Medium der Druckgrafik weit verbreitet. Seit dem 19. Jahrhundert wurde es in antisemitischen Karikaturen weiterformuliert.

Es hat eine besonders perfide und abwertende Bildsprache, in der sich meist durch ihre Kopfbedeckung als jüdisch gekennzeichnete Figuren auf obszöne Art und Weise an einem Schwein zu schaffen machen. In der Darstellung werden jüdische Figuren gezeigt, die alleine oder mit Ferkeln an den Zitzen einer Sau saugen und ihre Exkremente essen. Figuren, die verkehrtherum sitzend auf dem Rücken des Tieres reiten, symbolisieren nach christlich-theologischer Auffassung das verkehrte und falsche Denken des Judentums. Dabei stand die Figur, die in das Hinterteil des Tieres schaut, sinnbildlich für alle Jüdinnen und Juden. Besonders perfide ist dieses Bildmotiv vor dem Hintergrund der jüdischen Speisegesetze, denen zufolge Schweine als unreine Tiere gelten.

In der christlichen Ikonografie des hohen Mittelalters findet sich die Darstellung des Schweins besonders im Kontext der Sündenallegorie in sogenannten Bestiarien, also Tierdichtungen, die moralisierende und vermutete Eigenschaften von Tieren mit der christlichen Heilslehre im Zusammenhang mit Tugenden und Lastern verbinden. Das Schwein wurde als Symbol der Sünde, der Unreinheit und der Maßlosigkeit aufgefasst. Bereits Hieronymus (gest. 420) schrieb, die Juden seien vor Gott wie das Gurren von Schweinen (CCSL 76, 295 zu Amos 5,23). Seit dem 13. Jahrhundert übertrug man diese Sündenallegorie auf das Judentum. In mittelalterlichen Schriften wiederholt, wurde die Darstellung von Juden und dem Schwein zu einer populären Allegorie des „habgierigen Judentums“.

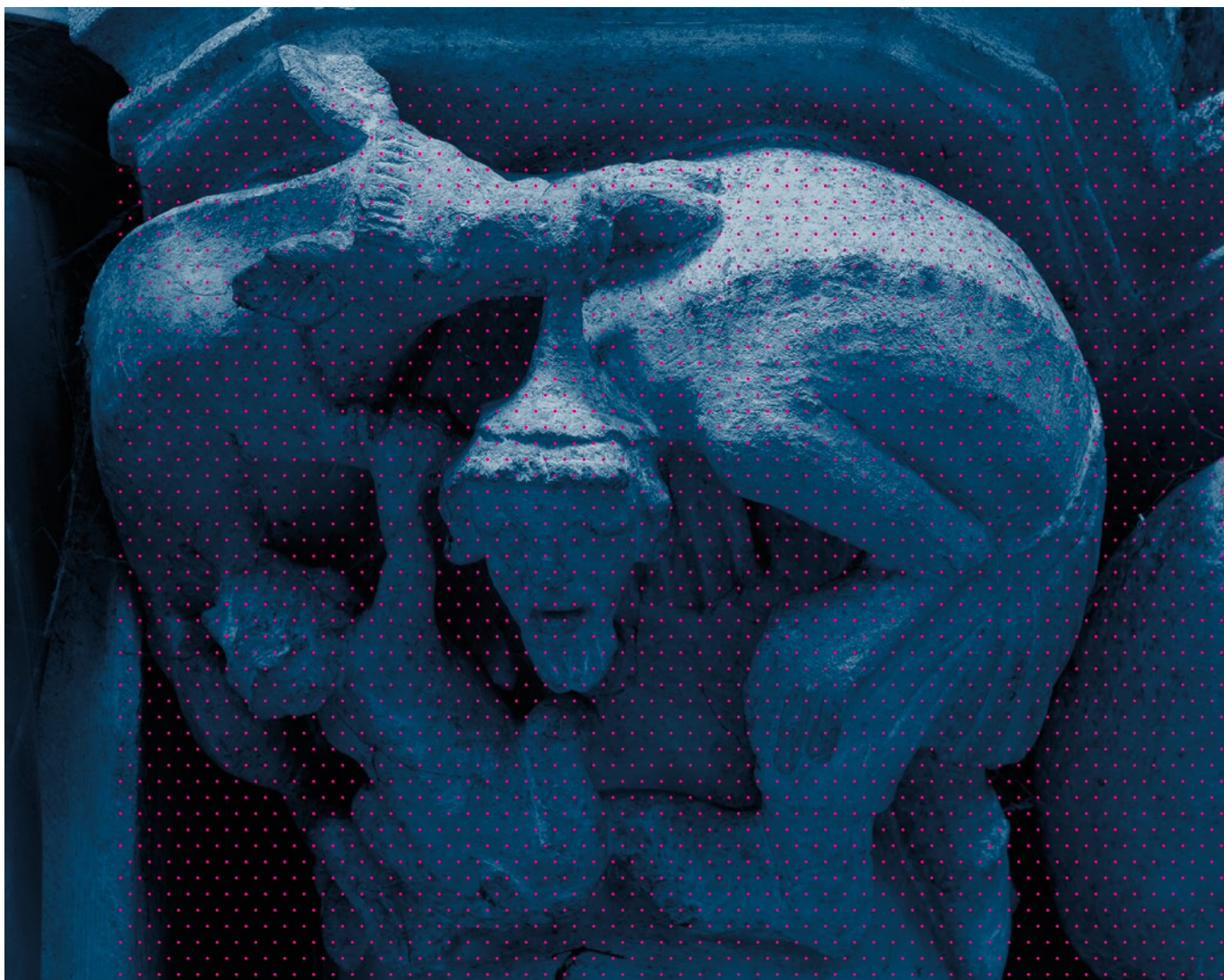


Abb. 3 – Xanten, St. Viktor, Kapitell mit Darstellung von „Sus et Iudaei“

Motive der Passion Christi

3.3

Schon früh war die Auffassung, die Juden seien für den Tod Jesu (mit-)verantwortlich, im Christentum weit verbreitet. Dabei spielte die Schilderung des Matthäusevangeliums vom Hohen Rat der Juden eine zentrale Rolle. Dieser bildete zur Zeit Jesu unter dem Vorsitz des Hohepriesters die oberste Behörde. Er setzte sich aus den vornehmsten Priestern, führenden Schriftgelehrten und den Ältesten zusammen. Für das Judentum der Antike war der Hohe Rat die oberste Instanz in allen politischen, religiösen und richterlichen Entscheidungen. Unter römischer Herrschaft war der Rat in seiner Autorität anerkannt, Todesurteile aussprechen, vollstrecken durfte jedoch allein der römische Statthalter bzw. Präfekt (Lk 23,13–25). Demgegenüber formulierte der Evangelist Matthäus, der dem Hohen Rat das alleinige Urteil zusprach: „Da versammelten sich die Hohenpriester und die Ältesten des Volkes im Palast des Hohenpriesters, der hieß Kaiphas, und hielten Rat, Jesus mit List zu ergreifen und zu töten“ (Mt 26,3–4, vgl. Joh 19,6). Auch Paulus sprach schon davon, dass die Juden „den Herrn Jesus getötet haben“ (1 Thess 2,15). Die damit verbundene Idee der Juden als „Gottesmörder“ findet im Mittelalter auch in der bildenden Kunst ihren Niederschlag.

Seit dem 12. Jahrhundert tauchen vermehrt Darstellungen des Lebens und Leidens Jesu auf, in denen als Juden erkennbare Männer als aktiv Mittätige an seinem Tod gezeigt werden. So sind häufig die Peiniger Christi in der mittelalterlichen Tracht der Juden zu erkennen und ersetzen zum Teil sogar die römischen Soldaten, die Jesus geißeln. Bis ins 20. Jahrhundert hinein finden sich diese stereotypen Darstellungen immer wieder, so etwa an Kreuzwegstationen, in denen die Juden mit fratzenartigen Gesichtern, in gelben Gewändern oder mit dem sogenannten Judenhut dargestellt sind (vgl. S. 22). Weit verbreitet waren auch Andachtsbilder mit den sogenannten Arma Christi, den Schmerzenswerkzeugen Jesu. Darin finden sich neben den typischen Werkzeugen wie der Dornenkrone, Hammer, Nägel und Zange oft auch der Kopf oder die Büste eines anhand seines Hutes als jüdisch erkennbaren Mannes, der diese kollektive Schuldzuweisung versinnbildlicht und Jesus bespuckt.

Ein populäres Motiv, das die Schuldfrage am Tod Jesu thematisierte, waren Darstellungen „Jesus vor dem Hohen Rat“ (Abb. 4). Üblicherweise liegt der Fokus auf dem Hohepriester Kajaphas und den Mitgliedern des Hohen Rates, die angeblich einstimmig für den Tod Jesu plädieren. Jesus steht, hier meist bereits mit entblößtem und gemartertem Körper, vor dem Rat, während Pilatus seine Hände in Unschuld wäscht. Kajaphas und die Mitglieder des Hohen Rates sind dabei oft an ihren Kopfbedeckungen zu erkennen.



Abb. 4 – Erpel, St. Severin, Gemälde mit Darstellung Jesus vor dem Hohen Rat

In einigen Darstellungen des Leidens und Sterbens Christi finden sich in diesem Zusammenhang auch noch im späteren Verlauf der Passion Darstellungen von Hohepriestern, die im Hintergrund zu sehen sind und scheinbar das Geschehen überwachen. Damit wird die Verschwörungserzählung unterstützt, nach der Jüdinnen und Juden die Welt beherrschen würden. Die Idee der angeblichen jüdischen Weltverschwörung ist derzeit leider immer noch präsent und wurde gerade zur Corona-Pandemie oft rezipiert.

Seit dem frühen 16. Jahrhundert kursierten insbesondere im deutschsprachigen Raum handschriftliche Texte, welche die Urteilsfindung zum Tode Jesu im jüdischen Rat beschrieben und so auch die Darstellungen in der Druckgrafik, der Malerei, aber auch in geistlichen Dramen wie den Passionsspielen beeinflussten. Diese erlebten im 15. und 16. Jahrhundert eine Blütezeit und formulierten emotionale Schuldvorwürfe gegen die jüdische Bevölkerung. Die Wechselwirkung dieser unterschiedlichen Medien machen das Bildmotiv „Jesus vor dem Gericht“ und die damit verbundenen antijüdischen Haltungen vielschichtig und komplex.

Der Judenhut

3.4

Als „Judenhut“ wird eine auffällige, halbkugelige oder konisch zulaufende Kopfbedeckung mit Krempe und meist mit einer Art Schaft oder Knauf auf der Spitze bezeichnet, wie sie sich auf mittelalterlichen Darstellungen etwa des 11. bis Mitte des 15. Jahrhunderts findet, häufig im späten 13./14. Jahrhundert (Abb. 5). Hüte dieser Art waren im Hochmittelalter vor allem in Mitteleuropa weit verbreiteter, traditioneller Teil der jüdischen Tracht; als ein Vorläufer gilt die sogenannte phrygische Mütze. Mittelalterlichen Menschen war es selbstverständlich, dass sich verschiedene Bevölkerungsgruppen oder Stände in der Kleidung unterschieden. Erst im späten 13. und 14. Jahrhundert wurde ein Tragen dieses Hutes regional zur Abgrenzung für Männer jüdischen Glaubens verpflichtend. Bis dahin wurden diese Hüte offenbar von Juden selbst als weitgehend eigenständige Tracht empfunden. Sie finden sich daher auch in hebräischen Handschriften, auf jüdischen Siegeln usw.

Dementsprechend wurde in der christlichen Kunst vor allem im deutschsprachigen Raum dieser Hut als geläufiges, eindeutiges und sichtbares Zeichen für Juden eingesetzt. Dies geschah vor dem Hintergrund der seit langem betriebenen theologischen Abgrenzung des „wahren Gottesvolkes“ im Neuen Bund gegenüber dem Alten Bund. Damit einherging aber auch zunehmende, kollektive Diffamierung und Schuldzuweisung – beispielsweise im Zusammenhang mit Jesu Verurteilung und Tod. Ambivalent ist indes die Rolle Josephs als Ziehvater Jesu und damit als Figur zwischen Altem und Neuem Bund; bei den Geburtsdarstellungen kann Joseph die Synagoga und Maria die Ecclesia sein.

Die „Judenhüte“ konnten für eine gewisse Zeit für eine plakative christliche Indoktrination eingesetzt werden. Spätestens seit der Mitte des 15. Jahrhunderts verschwinden die Hüte weitestgehend aus künstlerischen Darstellungen.

In seltenen Fällen werden etwa Verglasungen der ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte des 20. Jahrhunderts nach mittelalterlichen Bildvorlagen neu gestaltet. Gelegentlich – z. B. auch bei Kreuzwegdarstellungen – kann die Orientierung an traditionellen Vorbildern soweit gehen, dass bestimmte Personen mit Judenhüten gekennzeichnet werden, was in diesem zeitlichen Kontext ausgesprochen irritierend ist.



Abb. 5 – Dortmund-Aplerbeck, Georgskirche, Taufstein (Ende 12. Jh.)
mit Darstellung der Kreuzigung Christi durch Juden

Die Farbe Gelb

3.5

Gelb wurde während des Mittelalters zu einer negativ konnotierten Farbe. Es galt als Farbe des Neides oder der Falschheit. Es war die Farbe gesellschaftlich Deklassierter wie Prostituiertes, Bettler oder Ketzer, die vielerorts kleine gelbe Stoffstreifen an der Kleidung tragen mussten. War „Gelb“ schon im frühesten Mittelalter im arabischen Raum zur Kennzeichnung von Juden und Jüdinnen genutzt worden, wurden in zahlreichen christlich-europäischen Ländern spätestens seit dem IV. Laterankonzil Anfang des 13. Jahrhunderts auch Juden gezwungen, derartige gelbe Markierungen zu tragen, wie einen Ring oder einen Flicker aus Stoff auf der Kleidung. Als „Judenstern“, den die Jüdinnen und Juden im Nationalsozialismus gezwungen waren, auf ihrer Kleidung zu tragen, taucht dieses Motiv wieder auf. Damit waren sie bis in die neuere Zeit als Ausgegrenzte zu erkennen. Auffällige gelbe Kleidung konnte in der christlichen Kunst jüdische Personen als eine Art „Warnfarbe“ hervorheben, verächtlich machen (z. B. Judas in Abendmahlsszenen) und diffamieren, nicht selten in Verbindung mit weiteren, herabwürdigenden Merkmalen, etwa der Physiognomie, im Zusammenhang mit Verurteilung oder Kreuzigung Jesu oder Objekten wie einem Geldbeutel.

Möglichkeiten des kritischen Umgangs

4

In zahlreichen Debatten über die Schmähbilder an und in kirchlichen Gebäuden hat sich gezeigt, dass es keine einfache oder pauschale Lösung für den richtigen Umgang und eine verantwortungsvolle Auseinandersetzung mit diesem schmerzlichen Erbe geben kann. Vielmehr gibt es verschiedene Perspektiven und Meinungen, wie mit den Darstellungen der Judenfeindschaft und des Antisemitismus umgegangen werden soll. Sollen die diffamierenden Motive an ihrem Platz belassen werden, sollen sie verhüllt, entfernt oder gar zerstört werden? Wie können die Objekte weiter gezeigt und kontextualisiert werden, wie können wir aufklären und uns distanzieren, aber nicht verschleiern? Wie gelingt die notwendige Distanzierung von diesen Werken?

Es ist unabdingbar, vor Ort individuelle Lösungen gemeinsam mit der ortsansässigen jüdischen Gemeinde und staatlichen Stellen zu erarbeiten, um die nötigen Schritte zur lokalen Aufarbeitung zu leisten. Auch hier treten bei jedem einzelnen Werk unterschiedliche Fragestellungen auf, die es zu untersuchen gilt: Dies reicht von der historischen Kontextualisierung, dem dargestellten Bildmotiv und dessen theologischer Einordnung bis hin zur hervorgerufenen Emotion und Verletzung durch die Darstellung.

Entfernung bzw. Musealisierung

4.1

Ein Impuls ist oft, diskriminierende, unliebsame Zeugnisse der Vergangenheit abzunehmen oder zu entfernen. Danach – so die Idee – können sie in museale Räume verbracht und hier aufgearbeitet werden. Dies wird an prominenten Beispielen in der Öffentlichkeit vielfach diskutiert, aber auch zunehmend kritisch betrachtet. Handelt es sich um Objekte im liturgischen Vollzug, ist eine Entfernung des Objektes oftmals zu empfehlen; handelt es sich um Geräte des liturgischen Gebrauchs, sollten sie nicht mehr verwendet werden. Die bloße Entfernung von anstößigen Objekten ersetzt aber keinesfalls die notwendige Beschäftigung mit der Thematik. In einem hierzu geeigneten Museum könnte eine kritische Auseinandersetzung mit dem Objekt und seiner Aussage erfolgen und in ein museumspädagogisches Konzept eingebunden werden. Dabei wird der bauliche und (kunst-)historische Kontext, in dem das Objekt zwingend betrachtet werden müsste, jedoch aufgegeben.

Eine bloße Tilgung bzw. Entfernung solcher Objekte aus dem öffentlichen oder zugänglichen Raum kann nicht immer als adäquater Weg der Auseinandersetzung gelten. Daher ist eine deutliche Kenntlichmachung und Erläuterung am Gebäude und in der Nähe des Objektes selbst eine Chance, den Kirchenort auch aus einer historischen Dimension heraus zu betrachten und die konkrete örtliche Wirkungsgeschichte und Verantwortung, die sich aus solchen Darstellungen ergibt, zu erforschen. Schlussendlich muss auch eine deutliche Bewertung, Einordnung und Distanzierung erfolgen, bestenfalls unter Einbindung von kommunalen und regionalen Einrichtungen.

Um solche Darstellungen mit ihrer verheerenden Geschichte und der dahinterliegenden Theologie nicht zu vergessen und als Mahnung wahrzunehmen, wird eine kritische Reflexion vor Ort empfohlen: Sensibel werden, sichtbar bleiben und sichtbar machen.

Sichtstörung oder Verhüllung

4.2

Eine andere Art des Umgangs mit antijüdischen Darstellungen in und an Kirchengebäuden kann eine Sichtstörung sein. Hierbei wird der direkte Blick auf das Objekt genommen, die verletzende Dimension für Jüdinnen und Juden gebrochen. Darüber hinaus regt es zur bewussten Auseinandersetzung mit dem Objekt und ihrer Thematik an, sofern die Besuchenden sich dafür entscheiden, die Sichtstörung zu überwinden.

Eine Sichtstörung kann eine temporäre Verhüllung des Objektes bedeuten. Hierdurch wird dem Betrachtenden vermittelt, dass an diesem Ort etwas nicht passt. Die Fragen und Überlegungen können zu einer kritischen Auseinandersetzung führen und ein Problembewusstsein erzeugen, was durch beiliegende Informationen erläutert werden kann.

Störung oder Verhüllung sind jedoch nicht bei allen Objekten möglich, denn die Lage im Raum oder auch der Raum selbst bieten nicht immer die entsprechenden Gegebenheiten dazu.

Kritische Kommentierung

4.3

Einer antijüdischen und antisemitischen Bildsprache und ihrer Verbreitung und Verankerung kann vor allem durch Aufklärung entgegengewirkt werden. Daher ist ein erster wichtiger Schritt neben der Sichtbarmachung und dem Hinweis auf die Objekte deren kritische Kommentierung.

Hier können verschiedene Möglichkeiten in Betracht gezogen werden. Eine unmittelbar auf das Objekt bezogene Hinweistafel, eine Bodenplatte oder ein zur Verfügung gestelltes Faltblatt ermöglichen es, das Objekt einzuordnen und sich damit auseinanderzusetzen. Dabei müssen die Texte eindeutig auf das Objekt Bezug nehmen, es benennen und historisch kontextualisieren. Wichtig ist es, die Ursprünge der Darstellung, die Zusammenhänge und die Folgen deutlich zu machen. Auch ein Hinweis auf die erneuerte Theologie, die heute eine wertschätzende Sicht auf das Judentum hat, ist sinnvoll. Hier ist auch der Ort einer kritischen Distanzierung der Kirchengemeinde bzw. ihrer Gremien von der antijüdischen Aussage der Objekte. Notwendig ist aber auch eine sichtbare und leicht zugängliche Installation und Auslage der Erläuterungen. Führungen können eine Hilfe bei der Erschließung der Objekte sein und viele überkommene Vorurteile im direkten Gespräch ausräumen.

Kontrastierung

4.4

Eine besondere Form ist die künstlerische Intervention und Kontextualisierung. Hier bietet sich die Möglichkeit, durch zeitgenössische Kunst ein Gedenkmal zu dem antijüdischen Objekt zu gestalten – „Für die Kritik an Bildern [...] sind kritische Bilder am besten geeignet“ (Hoeps 2008). Dies lässt sich jedoch nicht bei allen Objekten realisieren, sowohl unter raumbezogenen Aspekten als auch in finanzieller Hinsicht.

Zeitgenössische Kunstwerke, die das heutige Verhältnis von Judentum und Christentum reflektieren, sind mit allen Vertretern vor Ort in einem intensiven Dialog und Prozess zu planen und zu realisieren. Sie bieten vielfache Möglichkeiten, das Verhältnis zwischen Christentum und Judentum aus heutiger Sicht in einer zeitgenössischen Bildsprache fortzuschreiben. Zugleich bergen sie hohes Konfliktpotential, dem mit angemessener Kommunikation und im Dialog begegnet werden muss (siehe S. 30–32). Auch temporäre (Kunst-)Aktionen können dazu beitragen, sich als Gemeinde aktiv mit den diffamierenden Darstellungen auseinanderzusetzen und sich zu positionieren. Als Beispiel kann eine Augenbinde dienen, die einer Ecclesia-Plastik am 9. November angelegt wird.

Möglichkeiten der Auseinandersetzung in der Gemeinde

5

Wenn eine judenfeindliche Darstellung in der Gemeinde gefunden wird, sollte dies ernst genommen werden, auch wenn die konkrete Darstellung für Einzelne auf den ersten Blick recht unbedeutend erscheint. Antijüdische Darstellungen stellen eine Herausforderung und gleichzeitig eine Chance dar. Sie bedürfen eines adäquaten und damit auch besonnenen Umgangs. Gehen Sie die Situation an, lassen Sie sich beraten, aber auch nicht von Dritten treiben. Dieser Prozess bedarf Zeit.

In Ihren (Erz-)Bistümern und Landeskirchen sind Mitarbeitende mit dem Dialog mit Vertreterinnen und Vertretern des jüdischen Glaubens beauftragt und für Fragen des Umgangs mit den künstlerischen Objekten in und an den Kirchen zuständig. Sie haben sich mit diesen Darstellungen und dem Umgang damit intensiv beschäftigt und helfen Ihnen gerne weiter.

Es ist daher sinnvoll, zunächst Kontakt zu diesen Stellen aufzunehmen und um eine Begutachtung der Lage vor Ort zu bitten. Dann fließt auch kunsthistorische und ggf. denkmalfachliche Expertise mit ein und bildet die Grundlage für die weiteren Schritte.

Danach sollte für das Thema ein Bewusstsein in der Gemeinde geschaffen werden: Machen Sie auf die problematische Darstellung aufmerksam und weisen darauf hin, dass Sie sich um dieses Thema kümmern. Erläutern Sie das Motiv und benennen Sie mögliche Herausforderungen. Dabei können Sie ins Detail gehen: Wann ist das Werk entstanden? Wer hat es geschaffen? Welche Inhalte sind implizit und explizit aus der jeweiligen Zeit eingeflossen? Nicht immer können alle Fragen geklärt werden oder ist ein abschließendes Urteil möglich. Manche Aspekte, wie z.B. Grimassen schneidende Menschen auf Kreuzwegstationen, können eine Anspielung auf den Gottesmordwurf an Jüdinnen und Juden sein – oder allgemein als Symbol des Bösen zu werten sein.

Den Verantwortlichen vor Ort kommt die wichtige Aufgabe zu, sich auf die unterschiedlichen Reaktionen in der Gemeinde vorzubereiten. Es gibt bei vielen Gemeindegliedern eine hohe Verbundenheit mit der Kirche im Ort und ihrer Ausstattung. Die Erkenntnis, in Anwesenheit einer Darstellung gebetet zu haben, die Juden und Jüdinnen diffamiert, kann viele Emotionen hervorrufen wie etwa Scham, Erschrecken oder Empörung.

Erfahrungsgemäß sind auch Widerstände gegen eine Aufarbeitung zu erwarten, entweder von Einzelnen oder auch von Gruppen. Relativierungen und Ablehnung sind gängige Muster, die auftreten können.

- In einem ersten Schritt können in Gesprächen die Gründe für die Widerstände erfragt werden. In dieser Phase sind Belehrungen und Moralisierung nicht hilfreich, sondern verstärken eher die Ablehnung.
- In einem zweiten Schritt können die hinter den Widerständen liegenden Gefühle in den Fokus genommen werden, die – so die Erfahrung – fast immer mit Ängsten verbunden sind. Können die Ängste ausgesprochen werden, kann dies zur Grundlage für einen Bewusstseinswandel werden.
- In einem dritten Schritt sollte dann wieder die Sachebene in den Fokus genommen werden: Zeigen Sie auf, welche Möglichkeiten der Beteiligung an der Aufarbeitung angeboten werden, für Einzelne oder Mitglieder aus den Gruppen, die sich erst ablehnend verhalten haben.
- In einem vierten Schritt können Einzelne oder Mitglieder aus der ablehnenden Gruppe konkret um Mitarbeit gebeten werden.

Überlegen Sie sich einen Umgang mit der Darstellung. Stimmen Sie dies mit beratenden Stellen ab (→ Kontakt). Dieser Schritt zielt sowohl auf die konkreten Maßnahmen am Werk (siehe S. 26–29) als auch auf eine inhaltliche Auseinandersetzung mit dem

Thema ab: Gesprächsabende können ein geeignetes Format sein, um kunsthistorische oder theologische Themen zu vertiefen. Als Kooperationspartner bieten sich hier die regionalen Bildungswerke und/oder auch die Akademien der Landeskirchen und (Erz-)Bistümer an, ferner die Gesellschaft für die Christlich-jüdische Zusammenarbeit vor Ort. Weiterhin kann dies ein guter Anlass sein, in der Liturgie, beispielsweise in der Predigt, auf die antijüdische Darstellung einzugehen. Insbesondere die Karwoche bietet sich hier an, weil das Leiden und Sterben Jesu in der Kirchengeschichte oft antijüdisch gedeutet wurde. Zugleich ist die Aufarbeitung der antijüdischen Bildwerke im Sinne eines christlich-jüdischen Dialogs eine Möglichkeit für die Jugend- und Erwachsenenbildung.

Bereiten Sie eine Stellungnahme für Gemeinde und Öffentlichkeit vor. Der Umgang mit den Darstellungen ist von öffentlichem Interesse. Die lokalen Medien werden sich für dieses Thema interessieren. Daher ist es wichtig, vorbereitet zu sein, transparent vorzugehen und auf Fragen antworten zu können.

Als Kirchengemeinden sind Sie Teil der Gesellschaft vor Ort und gestalten diese mit. Sie gehen mit gutem Beispiel voran, wenn Sie konsequent die eigene Geschichte aufarbeiten. Das Bewusstsein des reichen Erbes, das Christen und Juden gemeinsam haben, verändert die persönliche Perspektive auf den Glauben. Die Anerkennung der langen Beziehung zwischen Gott und seinem Volk Israel im Zeugnis der Schriften bleibt Aufgabe und Anspruch zugleich. Antijüdische Bildwerke sind ein Zeugnis dafür, dass es Jahrhunderte lang eine antijüdische, bisweilen antisemitische Haltung der Kirche gab. Diese Verantwortung anzunehmen und die ambivalente Geschichte mit dem Judentum aufzuarbeiten, hat auch eine gesamtgesellschaftliche Relevanz: So kann eine logische Konsequenz sein, dass die Gemeinde sich stärker als zivilgesellschaftlicher Akteur begreift und in der Gedenkarbeit der Kommune engagiert (Stolpersteine, Gedenktage im Januar und November, Kooperation mit Heimatvereinen). In diesem Zusammenhang kommt dem Kontakt zu einer jüdischen Gemeinde und zu der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit vor Ort eine besondere Bedeutung zu.

Das Entdecken eines antijüdischen Objektes in der eigenen Kirche und die Auseinandersetzung damit bietet also eine gute Gelegenheit, den Horizont zu erweitern und den eigenen Glauben zu bereichern – trotz der Mühe, die das mit sich bringt. Es ist gut für eine christliche Gemeinde, sich der Aufgabe zu stellen und die darin liegenden Chancen zu ergreifen.

Weiterführende Literatur (Auswahl)

Katherine Aaron-Beller

**Fictional Tales and Their Narrative Transformations:
Accusations of Image Desecration Against Jews in 12th and 13th Century Europe**

in: Antisemitism Studies 1/1, Bloomington 2017, S. 38–81

Arnold Angenendt

Toleranz und Gewalt. Das Christentum zwischen Bibel und Schwert

5. aktualisierte Aufl., Münster 2009, bes. 5. Teil: Christen und Juden, S. 486–590

Reinhold Boschki, Josef Wohlmuth (Hg.)

**Nostra Aetate 4. Wendepunkt im Verhältnis von Kirche und Judentum –
bleibende Herausforderung für die Theologie**

Paderborn 2015

Ulrike Brinkmann, Rolf Lauer

Judendarstellungen im Kölner Dom

in: Kölner Domblatt 73, 2008, S. 13–58

Wolfgang Bußler

Ecclesia und Synagoga und der Mönchengladbacher Tragaltar.

Judentum und Christentum in Kunst und Kirche

Aachen 2021

Alexander Deeg

**Bildstörungen. Zum Umgang mit antisemitischen / antijüdischen Bildern
an und in Kirchen**

in: BlickPunkte 3, 2024, S. 2–10

**Die juristische Auseinandersetzung über das judenfeindliche Schmährelief
(„Judensau“) an der Stadtkirche Wittenberg**

hg. vom Pressedienst epd (Dokumentation 32)

Frankfurt am Main 2022

Evangelische Kirche im Rheinland (Hg.)

Der Jude als Verräter. Antijüdische Polemik und christliche Kunst

Düsseldorf 2014

„Gott wirkt weiterhin im Volk des alten Bundes ... (Papst Franziskus)“

Texte zu den katholisch-jüdischen Beziehungen seit Nostra aetate

(Arbeitshilfe der DBK Nr. 307)

Bonn 2019

Hans Hermann Henrix

Israel trägt die Kirche. Zur Theologie der Beziehung von Kirche und Judentum

Berlin u.a. 2019 (im Kap. I und IV zu Nostra Aetate)

Markus Himmelbauer, Martin Jäggle, Roman A. Siebenrock, Wolfgang Treitler (Hg.)
**Erneuerung der Kirchen. Perspektiven aus dem christlich-jüdischen Dialog
(Quaestiones Disputate 290)**
Freiburg 2018

Reinhard Hoeps
**Bildersturm im Kölner Dom?
Vom Umgang mit der „Judensau“ im Chorgestühl des Kölner Doms**
in: Kölner Domblatt 73, 2008, S. 249–256

Martin H. Jung
Christen und Juden. Die Geschichte ihrer Beziehung
Darmstadt 2008

Wolfgang Kraus
**Vom Gegeneinander zum Miteinander.
Perspektiven der Begegnung von Christen und Juden**
Leipzig 2023

Monika Kucharz
**Das antisemitische Stereotyp der „jüdischen Physiognomie“:
seine Entwicklung in Kunst und Karikatur**
Graz 2017

Wilhelm Maurer
**Kirche und Synagoge, Motive und Formen der Auseinandersetzung der Kirche
mit dem Judentum im Laufe der Geschichte**
Stuttgart 1953

Metropolitankapitel der Hohen Domkirche Köln (Hg.)
Der Kölner Dom und die Juden. Ein thematischer Rundgang
2., erw. Aufl., Köln 2021

Pressedienst epd (Hg.)
Bilderverbot?! – Zum Umgang mit antisemitischen Bildern an und in Kirchen
Fachtagung der Evangelischen Akademie zu Berlin, Evangelische Bildungsstätte
auf Schwanenwerder, 7. bis 9. November 2021, (Dokumentation 27–28),
Frankfurt am Main 2021

Pressedienst epd (Hg.)
**Die juristische Auseinandersetzung über das judenfeindliche Schmährelief
(„Judensau“) an der Stadtkirche Wittenberg**
(Dokumentation 32), Frankfurt am Main 2022

Pressedienst epd (Hg.)
Christliche Signatur des zeitgenössischen Antisemitismus.
Fachtagung und öffentliche Podiumsveranstaltung der Evangelischen Akademie
zu Berlin, 27.–29. Juni 2022, (Dokumentation 37),
Frankfurt am Main 2023

Christian M. Rutishauser/Barbara Schmitz/Jan Woppowa (Hg.)
Jüdisch-christlicher Dialog. Ein Studienhandbuch für Lehre und Praxis,
Tübingen 2024

Peter Schäfer
Kurze Geschichte des Antisemitismus
2. Aufl., München 2020

Heinz Schreckenberg
Die Juden in der Kunst Europas, ein historischer Bildatlas
Freiburg im Breisgau 1996

Isaiah Shachar
The Judensau. A Medieval Anti-Jewish Motif and its History
London 1974

Joshua Trachtenberg
**The Devil and the Jews: The Medieval Conception of the Jew and
Its Relation to Modern Anti-Semitism**
New Haven 1943

Bernd Wacker, Rolf Lauer (Hg.)
Der Kölner Dom und die Juden
in: Kölner Domblatt 73, 2008

Bernd Wacker
„Ostentative Ahnungslosigkeit“.
Das sogenannte Kinderfenster im Kölner Dom. Geschichte, Theologie und Ideologie
in: Kölner Domblatt 85, 2020, S. 190–227

Marie-Theres Wacker
Gottes erste Liebe, Christliche Wahrnehmungen des Judentums im Bistum Münster
in: Gedanken und Gestalten. 1200 Jahre Bistum Münster
hg. von Dorothea Sattler, Münster 2005, S. 48–86

Marie-Theres Wacker
Ecclesia und Synagoga im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert.
Historische Sondierungen in theologischem Interesse
Münster 2018

Marie-Theres Wacker
**Ecclesia und Synagoga als Anstoß. Theologische Grundsatzprobleme zur bildlichen
Darstellung des Judentums an katholischen Kirchen in Münster, Maria Laach und Branitzin**
in: Juden – Christen – Muslime. Was sie verbindet – was sie trennt.
Żydi – Chrześcijanie – Musulmanie. Co ich łączy – co ich dzieli
hg. von Krystin Kałuża/Reinhold Zwick, Oppeln 2019, S. 87–116, auf Deutsch; S. 117–142 auch
auf Polnisch

Erich Zenger
Das Erste Testament. Die jüdische Bibel und die Christen
4. Aufl., Kevelaer 2011

Kontakt

Bistum Aachen

Dr. Tim Lindfeld
Referent für Ökumene und interreligiösen Dialog
oekumene@bistum-aachen.de

Dr. Anna Wellding
Referentin für Kunst und Denkmalpflege
oekumene@bistum-aachen.de

Bistum Essen

Dr. Detlef Schneider-Stengel
Referent für den interreligiösen Dialog
detlef.schneider-stengel@bistum-essen.de

Jennifer Reffelmann
Referentin für Liturgie und kirchliche Kunst
jennifer.reffelmann@bistum-essen.de

Erzbistum Köln

Thomas Frings
Referent für interreligiösen Dialog
thomas.frings@erzbistum-koeln.de

Dr. Anna Pawlik
Erzdiözesankonservatorin
anna.pawlik@erzbistum-koeln.de

Lippische Landeskirche

Pfarrerin Bettina Hanke-Postma
Beauftragte für jüdisch-christliche Begegnungen
bettina.hanke-postma@lippische-landeskirche.de

Bistum Münster

Dr. Johannes Sabel
Beauftragter des Bistums Münster für die Beziehungen zum Judentum
sabel@franz-hitze-haus.de

Prof. Dr. Thomas Flammer
Diözesankonservator
flammer@bistum-muenster.de

Erzbistum Paderborn

Benedikt Körner
Beauftragter für den interreligiösen Dialog
benedikt.koerner@erzbistum-paderborn.de

Evangelische Kirche im Rheinland

Kirchenrat Pfarrer Wolfgang Hüllstrung
Dezernent für Theologie und Gemeinde
Landeskirchlicher Beauftragter für Christlich-Jüdische Beziehungen und Dialog
wolfgang.huellstrung@ekir.de

Evangelische Kirche von Westfalen

Pfarrer Ralf Lange-Sonntag
Beauftragter für den christlich-jüdischen Dialog
ralf.lange-sonntag@ekvw.de

Dr. Ulrich Althöfer
Inventarisierung und Beratung zum kirchlichen Kunstgut
ulrich.althoef@ekvw.de

Impressum

Schriftleitung: Thomas Frings, Anna Pawlik

Texte: Ulrich Althöfer, Thomas Flammer, Thomas Frings, Michael Kappes, Ralf Lange-Sonntag, Tim Lindfeld, Anna Pawlik, Detlef Schneider-Stengel, Anna Wellding.

Redaktion: Ulrich Althöfer, Thomas Flammer, Thomas Frings, Wolfgang Hüllstrung, Benedikt Körner, Ralf Lange-Sonntag, Tim Lindfeld, Anna Pawlik, Detlef Schneider-Stengel, Anna Wellding.

Korrekturat: Birgitta Torsy

Gestaltung: Jens Hartmann

Auflage: 1.320

Düsseldorf, 2025

Herausgegeben von:

den katholischen (Erz-)Bistümern und evangelischen Landeskirchen
in Nordrhein-Westfalen

